



Im Erika Mitterers Nachlass im Deutschen Literaturarchiv befindet sich der Durchschlag dieses Briefs, den die Dichterin im Jahr 1957 an Imma und Wilhelm von Bodmershof geschrieben hat. In diesem Text versucht Erika Mitterer, ihre Kunstauffassung zu erklären.

Kunst oder Bluff?

von Erika Mitterer

Wien, am 19. Dezember 1957

Liebe Freunde!

Glaubt ja nicht, dass Ihr diesen Monsterbrief noch vor den Feiertagen oder im Festtrubel lesen müsst, ich aber möchte ihn schreiben, ehe ich ganz den Faden verliere, denn unser Nachtgespräch beschäftigt mich unaufhörlich.

Zwei Dinge muss ich zuerst sagen, um naheliegende Missverständnisse auszuschließen:

1) Ich bin überzeugt, d.h. ich glaube, d.h. ich weiß, dass echte neue Kunstformen aus qualvoller Notwendigkeit und niemals aus Spekulation entstehen. Deshalb bin ich erschrocken über das Ansinnen, bei einem entstehenden Werk gewissermaßen eine Musterkollektion formaler Möglichkeiten durchzublättern und etwa zu befinden: Alles schon gehabt; wollen doch mal was ganz Neues probieren ...

2) Ich weiß selbstverständlich aus eigener Erfahrung und aus den Selbstzeugnissen der Dichter, dass es einen Augenblick der Wahl – oder Entscheidung – gibt, der aber mit der Bewusstwerdung des „Themas“ zusammenfällt – (wir müssen so ein Gespräch schon einmal gehabt haben, ich fand bald darauf das Rilke-Sonett, das ausklingt, „... denn im Manne will der Gott beraten sein ...“, und schickte es euch ...), und ich weiß natürlich, dass ihr diesen Moment gemeint habt und vor zu raschem Einbiegen in ausgefahrene Geleise warnen wolltet!

Soweit verstehen wir uns also, nicht wahr?

Ich glaube, ihr spracht mir mehr vom Roman und vom Drama als von der Lyrik. Da besteht aber kein essentieller Unterschied. Der Beginn eines Gedichtes ist (fast) nie ein Gedanke, sondern eine Zeile, eine fertige Zeile. Manchmal die erste, aber nicht immer. Auf ihr, oder um sie herum, beruht das Gedicht. Das Wesentliche der Form, die rhythmische Gestalt, ist also da vor Beginn der „Arbeit“.

Immer auch kommt der Reim entweder von selbst (ich meine: die Forderung des Reimes, nicht die Reimwörter, die natürlich manchmal zu suchen sind!) oder er kommt nicht, und ich vermisse ihn auch nicht.

Ganz selten habe ich ein Gedicht zuerst in „freien Rhythmen“ geschrieben (die *Anrufung Apollons*) und dann später in Reimen, und da hatte ich keinen Augenblick das Gefühl, dass der Entwurf schon das Gedicht sei und nur zu verbessern. – Den Reim als „verbraucht“ überhaupt abzulehnen, erschiene mir als ebenso wahnsinnig, als fände man das Farbenspektrum zu abgenützt und wolle deshalb nur noch schwarz-weiß malen. Weiß man denn, wessen man sich begibt mit diesem Verzicht? Der ganzen – sagen wir es „modern“ – kollektiven Weisheit der Sprache, der seelischen Erfahrung von Jahrhunderten! Denn Reime sind doch kein Ergebnis des Zufalls!

Aber ich scheine abzukommen vom Thema der Form-Wahl. Wenn ich ein Drama entwerfe, geht ganz Paralleles vor sich: Ich sehe einen (oder mehrere Menschen) in einer bestimmten Situation und frage mich: Was wird er jetzt sagen? Was tun? Wie ist er in diese Lage gekommen, und was muss nun zwangsläufig weiter geschehen? Die Menschen sprechen



miteinander, ich höre sie. In diesen Wechselreden, die ich höre (vielleicht ist es der Anfang, vielleicht das Ende des Stückes, möglicherweise fallen sie aber dann ganz „unter den Tisch“) ist doch die ganze Struktur des Stückes enthalten, wie ein Wassertropfen dieselbe Zusammensetzung hat wie die ganze Flüssigkeitsmenge im Bottich!

Kunst ist doch Notwendigkeit, nicht Spielerei!

Nun kann mir natürlich an einem Gedicht nachher auffallen, dass die erste Strophe vier, die zweite fünf und die dritte sechs Zeilen hat, und dann vermute ich, dass am Anfang zu wenig gesagt ist (oder am Ende was Unnötiges) und wenn das nicht der Fall ist, werde ich vermutlich die Strophenform als Irrtum erkennen und keine Absätze machen. Ich habe Wochen gebraucht, um einen in einem Gedicht möglichen Ausdruck für „Identität“ zu finden, hatte erst „absolute Einheit“, wusste, das war's noch nicht, hab jetzt endlich „vollkommene Entsprechung“ und glaube, das stimmt. – So lässt sich natürlich auch beim Aufbau eines Stückes vieles bei der Arbeit und sogar im Nachhinein bedenken und ins Lot rücken. Ich werde aber nie zugeben, dass ein geglücktes Stück etwa einen „Ansager“ brauchen kann, um „verständlicher“ zu werden. Der wird nur entweder die Unfähigkeit des Autors zur Gestaltung zu verschleiern haben oder das Publikum beleidigen, indem er das ohnehin Augenfällige in einen Lesebuchstil übersetzt.

Ist nicht Kunst eine Art Verkürzung, um den „Sinn“ des Geschehens sichtbar zu machen? Oder (was dasselbe ist) die „Gerechtigkeit“? Wenn man aber etwas heute so Sagen-Haftes und Zweifel-Haftes wie „Sinn“ und „Gerechtigkeit“ durchscheinen lassen will, so muss man, meine ich, (wie bei einem Rechenexempel) vom Bekannten, ja vom Trivialen ausgehen.

Ich jedenfalls bin unbegabt, eine fremde Sprache ohne Übersetzung nur „aus sich heraus“ zu lernen, eine wie ich weiß, jetzt beliebte Methode. Ich muss wenigstens die Grundvokabeln, die Hilfszeitwörter und die häufigsten Hauptwörter in ihrer genauen Bedeutung kennen. Erst wenn ich einen fremden Text übersetzen kann, geht mir das in ihm auf, was unübersetzbar ist, die Melodie, die Doppeldeutigkeiten, die geheimnisvollen Klang-Assoziationen, all das, warum ich den Text überhaupt im Original lese, statt gleich in einer Übersetzung. Wer die Vokabeln nicht kann und eine fremde Sprache zu verstehen vorgibt, ist ein Snob. Wer eine Form „wählt“, weil sie zeitgemäß ist, oder weil sie durch absichtliche Dunkelheit die Gescheiten anlockt zur Gymnastik ihres Intellektes, dem kommt es nicht auf Kunst an, sondern auf – Bluff. Wer etwas Einfaches kompliziert und verklausuliert ausdrückt (Faulkner? Doderer!), ist ein Scharlatan. Und nur, wer etwas Neues (für ihn überwältigend Neues!) erlebt und mit all seiner Geistes- und Seelenmacht versucht, es so einfach und klar als möglich auszudrücken, der ist – mag das nun „verständlich“ sein wie Claudius oder „dunkel“ wie Hölderlin oder sprühend von diamantener Ironie wie Thomas Mann! – ein großer Dichter.

Die „Schläuche“ und der „Wein“ sind in der Kunst von vorneherein Eines, Imma! Das Bild ist falsch!

Nicht böse sein.

[Die handschriftliche Grußfloskel und die Unterschrift fehlen auf der Kopie]

Karl von Gerok:

Das Wahre suchen und das Schöne lieben,
das Gute üben,
kein edler Ziel kann im Leben
ein Mensch erstreben,
kein reiner Glück kann auf Erden
der Seele werden.

Der Autor war ein deutscher evangelischer Theologe
und Kirchenliederdichter (1815-1890)